

KLAUS KORDON

1848

Gekürzte Schulausgabe



Die Geschichte von Jette und Frieder

Leseprobe aus: Kordon, 1848, ISBN 978-3-407-74330-5

© 2012 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74330-5>

Berlin im April 1847. In einer »Bückerburg«, die eigentlich gar keine Wohnung ist, so niedrig und schmal ist dieser schlauchartige Raum gleich über dem Haustor, leben Jette, Guste und der kleine Fritz. Ein besseres Quartier können sie sich nicht leisten. Die fünfzehnjährige Jette und ihre ältere Schwester Guste sind früh verwaist und müssen nicht nur für sich, sondern auch für Gustes Sohn Fritzchen sorgen. Doch welche Arbeitsmöglichkeiten haben Frauen schon in dieser Zeit? Soll Guste, während Jette auf Fritzchen aufpasst, in die Fabrik gehen? Da muss sie bis zu sechzehn Stunden am Tag arbeiten und verdient doch nicht genug, um drei Menschen am Leben zu erhalten. Soll sie Dienstmädchen werden? Da braucht sie sich gar nicht erst zu bewerben, denn eine junge Frau mit unehelichem Kind und damit einem »Bankert«, einem »Kind der Sünde«, stellt niemand ein.

Für Guste gibt es nur eine Möglichkeit, genügend Geld zu verdienen: Sie muss sich prostituieren, so wie Tausende anderer Frauen und Mädchen auch. Die meisten dieser Prostituierten haben Spitznamen. Guste wird nur »Sternenkiekerjuste« gerufen, weil sie in den Nächten, wenn sie in den Straßen unterwegs ist, so gern zu den Sternen hochschaut. Doch ist sie keine Träumerin, sie hat gelernt, sich gegen die Welt, in der sie leben muss, zur Wehr zu setzen. Ihr scharfes Mundwerk wird in der ganzen Straße gefürchtet.

Nacht für Nacht ist Jette in großer Sorge um die Schwester: Wird sie am Morgen zu ihr zurückkehren? Wird ihr in dieser Nacht auch nichts passieren?

Unterm Dach, in einer armseligen Kammer, wohnt der siebenjährige, frisch ausgelernte Zimmermann Frieder mit seiner Mutter, einer Witwe. Der lang aufgeschossene, blonde Bursche, dem seine schwarze Zimmererkluft so gut steht und der eigentlich Friedrich Wilhelm Jacobi heißt, aber seit seiner Kindheit nur Frieder gerufen wird, gefällt Jette. Und Jette gefällt Frieder. Weil er weiß, dass die beiden Schwestern es nicht leicht haben, legt er ihr jeden Morgen drei ausgesucht große und schöne Kartoffeln vor die Tür. »Viel nahrhafter als Blumen«, wie die große Schwester dankbar spottet, denn Kartoffeln, Haupt- und manchmal sogar einziges Nahrungsmittel vieler Menschen, sind seit Wochen immer teurer geworden.

Ein täglicher Gruß an Jette, diese drei Kartoffeln – dabei haben Frieder und Jette noch nie viel miteinander geredet. Immer nur »Guten Tag!« und »Guten Abend!« haben sie sich gewünscht, wenn sie sich im Treppenhaus begegneten, und dabei neugierige Blicke gewechselt. Zu jener Zeit ist es für einen jungen Mann nicht so einfach, ein Mädchen anzusprechen. Eines Nachts aber, durch die geschlossene Wohnungstür hindurch, erzählen sie einander von ihrer Liebe und versprechen sich, dass einer auf den anderen warten wird, weil sie ja noch nicht alt genug sind, um wirklich ein Paar zu werden.

Dieses Gespräch hat Frieder gewagt, weil er Jette am folgenden Morgen keine Kartoffeln vor die Tür legen kann und sie deshalb nicht enttäuscht sein soll. »Wir haben keine mehr«, flüsterte er ihr durch die Tür zu. »Meine Mutter ist krank und konnte nicht auf den Markt gehen. Aber morgen gehe ich einkaufen, gleich nach der Arbeit, und übermorgen lege ich dir wieder welche hin, wenn dir das recht ist.«

Jette sind diese morgendlichen Liebesbeweise sehr recht. Doch Frieder kann sein Versprechen nicht halten, denn tags darauf gibt es Krawalle in der Stadt: Die Kartoffeln sind schon wieder teurer geworden. Fast das Doppelte kosten sie nun und sind damit für viele Menschen unerschwinglich. Als Begründung für die überhöhte Teuerung wird die Missernte des vergangenen Jahres angegeben. Die Berliner aber wissen: Jene Missernten betrafen nur das Getreide, nicht die Kartoffeln. Weshalb also werden die Kartoffeln teurer? – Weil die Zwischenhändler und Händler den Verlust, den sie mit dem Getreide gemacht haben, durch die viel zu hohen Kartoffelpreise ausgleichen wollen.

Wut bricht sich Bahn, Marktstände werden umgestürzt und geplündert, und das hungernde Volk zieht in die Innenstadt, um auch dort die Märkte und Läden zu stürmen.

Frieders Kollegen – der kluge, selbstbewusste Altgeselle Rackebrandt, der lustige Flips, der kräftige Nante, der ruhige, schon etwas ältere Schorsch und der einäugige, oft gern aufbrausende Kriegsinvalide Roderich – schließen sich dem Zug durch die abendliche Stadt an. Auch sie wollen ihrem Zorn Luft machen.

Frieder läuft mit, seltsam erregt von all dem, was da um ihn herum passiert. Dass sie nur auf den Markt wollten, um irgendeinen Händler zu zwingen, die Kartoffeln billiger herzugeben, hat er längst vergessen. Die halbe Stadt scheint auf den Beinen zu sein, ein richtiger Menschenstrom hat sich gebildet. Und Rackebrandt, Roderich, Schorsch, Flips, Nante und er immer vorneweg.

Hofft der Altgeselle, dass das Volk, von dem er so oft spricht,

sich endlich mal wehrt? Und das vielleicht nicht nur gegen die Marktler?

Jetzt sind sie schon über die Weidendammbrücke hinweg und haben die breite Allee Unter den Linden überquert, und es werden immer noch mehr, die herandrängen. Und je größer die Menge, desto mutiger werden die Menschen. »Brot! Brot! Brot!«, rufen sie und: »Kartoffeln! Wir wollen Kartoffeln!« Ein kesser Bursche mit schief aufgesetztem, sicher irgendwo gestohlenem, vornehmem neuen Hut und buntem Bindeschlips reißt wütend einen Stein aus dem Pflaster, schreit »Hurra!« und wirft zielsicher die erste Gaslaterne ein.

Verwirrt weicht Frieder zurück. Was soll denn das? Sind nicht alle stolz auf die neuen Gaslaternen?

Weitere Steine werden aus dem Pflaster gerissen, immer mehr Laternengehänge splintern und Flips entpuppt sich als einer der geschicktesten und eifrigsten Werfer. Da begreift Frieder endlich: An normalen Abenden machen die Laternen die Stadt sicherer, heute sind sie die besten Verbündeten der Gendarmen! Ist alles finster, kann niemand mehr erkennen, wer hier durch die Straßen zieht.

Auch Rackebrandt, Schorsch, Nante und Roderich beobachten das wütende Treiben nur stumm. Und als irgendwo geschrien wird, alle Reichen müssten totgeschlagen werden und König und Kronprinz gleich als Allererste, nickt Roderich grimmig. »Wer Unkraut sät, wie will der Veilchen ernten?«

Wenig später zersplittert die erste Schaufensterscheibe und ein Stein findet sein Ziel in einem der vornehmen Fenster darüber.

Und dann will das Krachen und Splintern gar kein Ende mehr nehmen. Je schöner und wohlhabender die Häuser, an

denen sie vorüberkommen, desto mehr Scheiben gehen zu Bruch. Manche Jungen laufen sogar weit voraus, um noch heile Fenster und Laternen zu finden, und die Nachfolgenden, von der nun immer hektischer vorwärtsstürmenden Menge mitgerissen, müssen befürchten, sich in den Unmengen von Scherben die Stiefel oder gar die Füße aufzuschneiden.

Ein Bäckerladen, ein Schlächter! Wieder fliegen Steine in die Fenster. Und dann ist auch das der Menge nicht mehr genug. Alles drängt in die Läden; Brote, Fleischstücke und Würste werden herausgeworfen und kreischende Frauen beginnen sich um die Beute zu balgen. Kräftige Burschen stoßen sie zur Seite, um selbst die besten Stücke zu ergattern.

»Das ist nicht recht!« Erst hat Schorsch nur mürrisch den Kopf geschüttelt, jetzt will er mit aller Macht raus aus diesem wilden Treiben. Roderich jedoch schreit ihn an, dass Hunger und Not nun mal keine guten Ratgeber wären. Das müsste ein so alter Zausel wie er doch längst wissen. »Hab gegen Napoleon mein Auge verloren. Und was bekomm ich dafür? Einen einzigen lumpichten Taler den Monat!«

Ein Taler, das sind nur anderthalb Tage Zimmererarbeit! Oder sechs Metzen* Kartoffeln. Dennoch plündert Roderich nicht mit, schaut nur düsteren Blicks zu.

»Ab heute gelten keine Gesetze mehr!« Der mit dem schiefen Hut hat das gerufen und zum Beweis dafür steckt er sich einen Stumpfen an und pafft vergnügt. Woanders wird der Ruf aufgegriffen und danach aus voller Kehle das Lied vom Räuberhauptmann Rinaldo Rinaldini angestimmt.

* Historische Zusammenhänge, Begriffe und Bezeichnungen werden in der Reihenfolge ihres Auftretens im Glossar ab Seite 172 erklärt.

Ist ja beides verboten – Rauchen auf öffentlicher Straße und lautes Singen nach Einbruch der Dunkelheit.

Gleich darauf werden sie weiter vorwärtsgeschoben. Frieder sieht noch, wie Flips sich in eine Balgerei um Fleischstücke einmischt und Nante mit zwei Broten um die nächste Ecke verschwindet, dann sind sie schon in der Jägerstraße. Ein Bauzaun wird niedergerissen, eine Konditorei und ein Zigarrenladen werden gestürmt. Wieder fliegen Steine; Torten, Kuchen und Geschirr werden auf die Straße hinausgereicht, Zigarren, Zigaretten und Tabakdosen verteilt. Da ist es dann auch Roderich zu viel des Zerschlagens und Plünderns, bereitwillig lässt er sich von Schorsch zurückhalten, bis Frieder die beiden Alten gänzlich aus den Augen verloren hat.

Im nächsten Moment kommt vom Gendarmenmarkt her eine Droschke auf sie zugeprescht. Die Wagenlichter flackern, so heftig peitscht der Kutscher die Rösser, um sie mitten durch die Menge zu treiben. Viele flüchten, einige Unerschrockene aber springen vor und fallen den vor Erregung laut schnaubenden Gäulen ins Geschirr. »Heraus die Herrschaften! Ab heute wird zu Fuß gegangen.«

Ein kleiner, zitternder Herr im Frack steigt aus, eine bleiche ältere und eine genauso ängstliche junge Frau folgen. Zwei Bürschchen, nicht älter als zwölf oder dreizehn, entreißen den Frauen die Handtaschen und stürzen unter dem Gejohle der Umstehenden damit davon.

Rackebrandts Gesicht verfinstert sich. »Zum Schloss!«, schreit er. »Zum Schloss! Wir wollen dem König zeigen, wessen Regierung für alles die Verantwortung hat.«

Da geht es erneut vorwärts, am Französischen Dom vorüber

und in die Französische Straße hinein, hin zum Opernplatz. Unterwegs fliegen immer wieder Steine. Sogar Kirchenfenster werden eingeschmissen. »Der König hat uns verraten!«, wird gerufen und: »Er ist nicht unser König! Er ist der König der Grafen und Prinzen, Soldaten und Polizisten, Fabrikanten und Höker.« Und: »Aufs Schafott mit allen Parasiten! Wir wollen auf ihren Gräbern tanzen!«

Erst auf dem Opernplatz, auf dem noch die Gaslaternen brennen, gerät die Menge ins Stocken. Trommelschlagen vor der Universität? – Und da kommen sie auch schon heranmarschiert: unzählige Reihen von Infanteristen. Ihre Pickelhauben glänzen im Laternenlicht, die Bajonette sind aufgesteckt.

Sofort will alles in die Behrenstraße hinein. Die Nachdrängenden aber haben das Militär noch nicht bemerkt. Ein Tumult entsteht, erstickte Rufe sind zu hören, irgendjemand reißt Frieder zu Boden. Er umklammert seinen Korb mit dem Werkzeugbündel, sieht Hüte und Mützen fallen und erhält einen dumpfen Schlag gegen den Kopf. Augenblicklich versinkt alles im Nebel und schwere Stiefel hasten über ihn hinweg.

Als Frieder am Morgen aus seiner Ohnmacht erwacht, befindet er sich mit vielen anderen in einer düsteren Zelle der Stadtvogtei – dem Polizeigefängnis der Stadt. Götz von Werder, ein Medizinstudent, der ebenfalls festgenommen wurde, hat sich um ihn gekümmert; ein politisch denkender junger Mann, der sich für mehr demokratische Rechte einsetzen will. Bald werden alle Zelleninsassen nacheinander zur Vernehmung geführt. Götz ist der Erste, der aufgerufen wird. Nach ihm werden vier Frauen vernommen; als Sechster wird Frieder in das Zimmer mit den Schreibpulten befohlen.

Frieder stellt sich so vor der Holzbarriere auf, wie er es von dem Studenten und den vier Frauen gesehen hat, und grüßt höflich. Doch natürlich wird sein Gruß nicht erwidert. Dies ist kein guter Morgen für ihn und soll auch keiner werden, besagen die Blicke der drei Beamten, die ihn erst einmal von Kopf bis Fuß mustern, bevor der dickbäuchige Kriminalrat ihn mürrisch nach seinem Namen fragt.

»Friedrich Wilhelm Jacobi.«

»Jacoby mit Ypsilon?« Die Augenbrauen gehen in die Höhe.

»Mit I.«

»Schon mal hier gewesen?«

»Nein.«

Wieder mustert ihn der Kriminalrat lange. »Bleiben Sie hübsch bei der Wahrheit! Wenn Sie schon mal hier waren und wir legen extra ein neues Registerblatt an und stellen später fest, dass Sie doch schon mal Gast unseres Hauses waren, werden Sie zusätzlich bestraft.«

»Aber ich war noch nicht hier.«

»Antworten Sie nur, wenn Sie gefragt werden! Und fassen

Sie sich kurz.« Der Kriminalrat beginnt seine Wanderung, während der unscheinbar wirkende Sekretär den Federkiel neu spitzt und danach fein säuberlich den Namen ins Registerblatt einträgt. Erst als er den Kopf wieder hebt, geht es weiter.

»Friedrich Wilhelm heißen Sie? Ein frommer Name! Und dann solche Untaten?«

»Untaten? Aber ich bin doch nur ...«

»Hab ich Sie was gefragt?« Mit vor Zorn gerötetem Gesicht ist der Kriminalrat stehen geblieben.

»Ich dachte ...«

»Sie – sollen – nicht denken!« Jetzt steht der Mann mit den dicken Tränensäcken so dicht vor Frieder, dass ihre Gesichter sich fast berühren. Nur die Barriere trennt sie noch. »Was sollen Sie nicht?«

»Denken«, antwortet Frieder verblüfft.

»Richtig! Nicht denken und nicht irgendein Zeug quasseln! Nur Fragen beantworten. Also weiter: Geburtsdatum?«

»3. Februar 1830.«

»Geburtsort?«

»Berlin.«

»Religion?«

»Evangelisch-lutherisch.«

»Familienstand?«

»Ledig.« Eine dumme Frage. Er ist ja erst siebzehn, wie soll er da verheiratet sein? Aber der Kriminalrat stellt wohl nur die üblichen Fragen und der Sekretär trägt alle seine Antworten mit gleichmütigem Gesicht in die entsprechende Rubrik ein.

»Wohnort?«

»Berlin.«

»Straße?«

»Rosenstraße 7.«

»Beruf?«

»Zimmermann.«

»Geselle oder Handlanger?«

»Geselle.«

»Name des Vaters?«

Frieder rasselt auch die Lebensdaten seines Vaters herunter und danach die der Mutter. Als er damit fertig ist, bleibt der Kriminalrat erneut vor ihm stehen. »So, so! Sie haben einen Beruf erlernt und stehen in Lohn und Brot. Trotzdem stoßen Sie Ihre ehrenwerte Frau Mutter mit Ihrem Verhalten in Schimpf und Schande und beschmutzen gar noch das Andenken Ihres rechtschaffenen Vaters.«

»Aber ich habe ...«

»Fällt mir der Kerl doch schon wieder ins Wort!« Fassungslos vor Empörung blickt der Kriminalrat seinen Referendar an, den kleinen Mann mit der Höckernase, der sich bisher nur wenige Notizen gemacht hat. Eilfertig erhebt sich der in seinem Reitesel* und erklärt Frieder mit drohend erhobener Fistelstimme ein weiteres Mal, dass er nur zu reden habe, wenn er gefragt werde. Proteste oder irgendwelche anderen Einlassungen seien bei der Einvernahme nicht erlaubt. Er werde später noch Gelegenheit haben, sich zu äußern; höchstwahrscheinlich viel ausführlicher, als ihm lieb sein dürfte.

Während die Frauen vernommen wurden, hatte Götz Frieder erklärt, ein Referendar sei so eine Art Lehrling, der mal Kriminalrat werden wolle, aber es meistens nur bis zum Assessor bringe. Trotzdem solle er vor dem besonders auf der Hut sein, die meisten Referendare kitzele der Ehrgeiz.